

Ida Dehmel Literaturpreis 2017
Monika Maron

GEDOK Literaturförderpreis 2017
Barbara Schibli

Festschrift zur Verleihung der GEDOK Literaturpreise



**Ida Dehmel Literaturpreis 2017
GEDOK Literaturförderpreis 2017**

**Festakt
im PrinzMaxPalais, Karlstraße 10, 76133 Karlsruhe
16. September 2017 um 19.30 Uhr**

Programm

- Begrüßung: Prof. Dr. Hansgeorg Schmidt-Bergmann,
Vorsitzender der Literarischen Gesellschaft und
Leiter des Museums für Literatur am Oberrhein
- Grußwort: Prof. Ulrike Rosenbach,
Präsidentin Bundesverband GEDOK e.V.
- Musik: Stimmperformance, Rita Huber-Süß
- Laudatio: Dr. Michael Grisko, Literaturwissenschaftler, Jurymitglied

Verleihung des Ida Dehmel Literaturpreises 2017
an Monika Maron durch Prof. Ulrike Rosenbach,
Präsidentin der GEDOK, und Helga Böhnke, Fachbeirätin
für Literatur im Bundesvorstand
- Musik: Stimmperformance, Rita Huber-Süß
- Laudatio: Friederike Kretzen, Schriftstellerin

Verleihung des GEDOK Literaturförderpreises 2017
an Barbara Schibli durch Prof. Ulrike Rosenbach,
Präsidentin der GEDOK, und Helga Böhnke,
Fachbeirätin für Literatur im Bundesvorstand
- Lesung: Monika Maron, Ida Dehmel Preis 2017,
Barbara Schibli, GEDOK Literaturförderpreis 2017
- Musik: Stimmperformance, Rita Huber-Süß



Grußwort

der Frau Bundesministerin für Familie, Senioren,
Frauen und Jugend

Dr. Katarina Barley

Sehr geehrte Damen und Herren,

die Buchbranche ist weiblich – diesen Eindruck vermittelt das überwiegend weibliche Personal in den Buchhandlungen. Drei Viertel der Buch-, Kunst- und Musikhändlerinnen sind Frauen, laut einer Studie des Deutschen Kulturrates aus dem vergangenen Jahr. Beim Blick in die Regale zeigt sich ein anderes Bild: Der Großteil der Bücher ist von Männern geschrieben. Und das, obwohl der Anteil der Frauen in der Künstlersozialkasse in der Berufsgruppe Wort inzwischen bei 52 Prozent liegt. Es gibt sie also, die Autorinnen, Schriftstellerinnen und Literatinnen. Aber leider werden sie zu wenig wahrgenommen und ihr Einkommen ist geringer als das ihrer männlichen Kollegen.

Die GEDOK, der Verband der Gemeinschaften der Künstlerinnen und Kunstförderer, hat sich das Ziel gesetzt, die Werke und damit die Leistungen von Frauen stärker in die Öffentlichkeit zu bringen. Auch in diesem Jahr werden der Ida Dehmel-Preis und der GEDOK Literatur Förderpreis an eine Frau vergeben. Ich freue mich, dass das Bundesfrauenministerium diese Preise nun schon seit zehn Jahren unterstützt, und setze diese Tradition gern fort. Herzlichen Glückwunsch an die diesjährigen Preisträgerinnen Monika Maron und Barbara Schibli!

Mit freundlichen Grüßen

Dr. Katarina Barley
Bundesministerin für Familie, Senioren, Frauen und Jugend
Mitglied des Deutschen Bundestages



Grußwort

Vorsitzender der Literarischen Gesellschaft;
Leiter des Museums für Literatur
im Karlsruher PrinzMaxPalais

Prof Dr. Hansgeorg Schmidt-Bergmann

Hilde Domin, die erste GEDOK-Literaturpreisträgerin, sprach in ihrem Gedicht „Drei Arten Gedichte aufzuschreiben“ von dem „Dennoch“ ihrer Literatur. Gemeint ist damit ein Einspruch gegen all das, was das Leben bedroht, die Sehnsüchte nimmt und die Hoffnungen versiegen lässt. Sie, die Exilantin, hatte es erfahren und doch mit ihren „leisen Worten“ das kaum zu benennbare Unrecht überlebt. Es waren ebenfalls die Erfahrungen eines Krieges, die Ida Dehmel 1916 dazu veranlassten, zunächst den „Frauenbund zur Förderung deutscher bildender Kunst“ zu gründen, zehn Jahre später dann die GEDOK. Mit dem Ida Dehmel Literaturpreis erinnert die GEDOK an die couragierte Frauenrechtlerin, die sich 1942 vor der drohenden Deportation der Hamburger Juden das Leben nahm. Daran ist nicht nur zu erinnern, sondern diese Schicksale, die Ida Dehmel mit zahllosen Leidensgenossen erdulden musste, sollten immer wieder ins Bewusstsein gehoben werden, offensiv in schwierigen und bedrohlichen Zeiten – Literatur und die Künste müssen die Stimme erheben, denn Aufklärung tut not und Literatur ist das Medium, durch Sprache gesellschaftliches Leben kritisch zu reflektieren. Ida Dehmel hat das eingefordert und dafür gelebt und in ihrem Namen sind seit 1968 zahlreiche Schriftstellerinnen ausgezeichnet worden, die mit ihrem Werk in dieser Tradition stehen, so wie die diesjährige Preisträgerin Monika Maron.

Wir freuen uns, dass wir im Karlsruher PrinzMaxPalais, zwischen 1952 und 1968 dem ersten Sitz des Bundesverfassungsgerichtes der Bundesrepublik, Gastgeber der Preisverleihung 2017 sein dürfen. In unserem „Museum für Literatur“ verweisen wir auf die großen Traditionen der Literatur, darunter auch an die Karlsruher Schriftstellerinnen Karoline von Günderode, Rahel von Varnhagen und Marie Luise Kaschnitz – und wir danken der GEDOK-Regionalgruppe Karlsruhe für das Vertrauen und die langjährige konstruktive Zusammenarbeit.

Den Preisträgerinnen Monika Maron und Barbara Schibli herzlichen Glückwunsch und viel Erfolg!

Prof. Dr. Hansgeorg Schmidt-Bergmann



Prof. Ulrike Rosenbach, Präsidentin,
1. Vorsitzende GEDOK Bundesverband der
Künstlerinnen und Kunstfördernden e.V

Die Preisträgerinnen der **Literaturpreise 2017 der GEDOK** sind:
Monika Maron für den 17. Ida-Dehmel Preis und
Barbara Schibli für den 14. GEDOK Literatur Förderpreis.

Beiden Preisträgerinnen möchte ich an dieser Stelle auch im Namen des Bundesvorstands der GEDOK meinen herzlichen Glückwunsch aussprechen.

Unser Dank gebührt der Jury für ihre engagierte Arbeit und die großartige Wahl, die sie mit der Benennung von Monika Maron und Barbara Schibli als diesjährige Preisträgerinnen getroffen hat.

Die Jurymitglieder waren:

Dr. Gabriele Haefs, Hamburg, Autorin und Übersetzerin

Dr. Michael Grisko, Erfurt, Literatur- und Medienwissenschaftler

Prof. Kerstin Hensel, Berlin, Vizedirektorin der Sektion Literatur an der Akademie der Bildenden Künste

Dr. Gerlinde Unrein, Bundesfachbeirätin für Literatur, Schweinfurt

Helga Böhnke, Bundesfachbeirätin Literatur im Bundesvorstand, Nürnberg

Die Jurybegründungen für die diesjährigen Auszeichnungen zeigen, dass mit der Vergabe der GEDOK Literaturpreise auch im Jahr 2017 die Unterstützung hochbegabter Autorinnen gewährleistet ist, deren literarische Exponate die Qualität der zeitgenössischen Literatur widerspiegeln.

Bevor Ida Dehmel die GEDOK im Jahr 1926 gründete, führte sie in Hamburg zusammen mit ihrem Mann, dem bekannten Dichter Richard Dehmel, ein großes Haus. In ihrem Salon wurden regelmäßig Dichterlesungen, Gespräche über Literatur und Kunst und Hauskonzerte veranstaltet. Diese gesellschaftlichen Aktivitäten im Hause Dehmel trugen nicht nur dazu bei, den Bekanntheitsgrad des Dichters Richard Dehmel zu fördern, sondern sie gaben auch seiner Frau Ida den Impuls für die Gründung einer Gemeinschaft von Künstlerinnen und Kunstfördernden, der GEDOK e.V., im Jahre 1926.

Die GEDOK, die durch die Jahrzehnte auch das politische Schicksal Deutschlands miterlebte und teilte, ist ein Verband mit Tradition, der durch die in Jahrzehnten engagierter Arbeit geprägte Qualität seiner Aktivitäten, besonders auch in der Sektion Literatur, die Anerkennung und das Vertrauen des Bundesministeriums für Familie, Senioren, Frauen und Jugend genießt. Die Finanzierung der Literaturpreise durch das Ministerium trägt dem hohen Stellenwert der Literaturpreisvergaben der GEDOK Rechnung.

Gefördert mit diesen öffentlichen Mitteln, findet die Vergabe der Literaturpreise in diesem Jahr in Karlsruhe statt, in den Räumen der Literarischen Gesellschaft im PrinzMaxPalais.

Die Literarische Gesellschaft Karlsruhe e.V., die 1924 fast zur gleichen Zeit gegründet wurde wie die GEDOK, ist mit knapp 7000 Mitgliedern der größte literarische Verein in Mitteleuropa und hat, wie auch die GEDOK mit ihren fast 3000 Mitgliedern, eine lange Tradition mit einem maßgeblichen Stellenwert im kulturellen Erbe Deutschlands und Europas.

Wir fühlen uns hier im PrinzMaxPalais auch aus diesem Grund sehr gut positioniert und danken der Literarischen Gesellschaft für ihre Gastfreundschaft.

A handwritten signature in black ink, reading "Ulrike Rosenbach". The script is fluid and cursive, with the first name "Ulrike" and the last name "Rosenbach" clearly distinguishable.

Ulrike Rosenbach

Präsidentin, 1. Vorsitzende GEDOK Bundesverband
der Künstlerinnen und Kunstfördernden

Preisträgerinnen der GEDOK Literaturpreise bis 2014

GEDOK Ida-Dehmel Literaturpreis:

2014 **Karla Schneider** - 2010 **Ulla Hahn** - 2007 **Doris Runge**, GEDOK Schleswig Holstein - 2004 **Kerstin Hensel** - 2001 **Helga M. Novak**, GEDOK Leipzig - 1998 **Herta Müller** (u. a. Literaturnobelpreisträgerin 2010, Trägerin des Großen Verdienstkreuzes mit Stern der Bundesrepublik Deutschland seit 2010) - 1995 **Elke Erb**, GEDOK Berlin - 1992 **Sarah Kirsch †**, GEDOK Schleswig Holstein - 1989 **Brigitte Kronauer** - 1986 **Eva Zeller**, GEDOK Berlin - 1983 **Barbara Frischmuth**, GEDOK Wien - 1980 **Ingeborg Drewitz †**, GEDOK Berlin - 1977 **Rose Ausländer †** - 1975 **Margot Scharpenberg**, GEDOK Köln - 1971 **Erika Burkart †**, Ehrenmitglied der GEDOK - 1968 **Hilde Domin †**, GEDOK Heidelberg und Köln / Ehrenmitglied der GEDOK

GEDOK Literatur Förderpreis:

2014 **Dagmar Dusil**, GEDOK Franken - 2010 **Anja Kümmel** - 2007 **Carmen Francesca Banciu**, GEDOK Berlin - 2004 **Jenny Erpenbeck** - 2001 **Anna Würth**, GEDOK Hamburg - 1998 **Kathrin Schmidt** - 1995 **Nina Jäckle**, GEDOK Hamburg - 1992 **Annegret Gollin**, GEDOK Berlin, und **Sigrid Grabert**, GEDOK Mannheim/ Ludwigshafen - 1989 **Verena Nolte**, GEDOK Stuttgart - 1986 **Zuzsanna Gahse**, GEDOK Stuttgart - 1983 **Ingeborg Görler**, GEDOK Berlin - 1980 **Ute Zydek** - 1971 **Katrine von Hutten**, GEDOK Stuttgart

Monika Maron

- geboren 1941 in Berlin, 1959 Abitur
bis 1960 Hilfsarbeiterin (Fräserin) im Flugzeugwerk Dresden
bis 1962 Regieassistentin bei Fernseh-Produktionen
1966 Studium der Theaterwissenschaft an der
Humboldt-Universität Berlin / Abschluss Diplom
bis 1969 wiss. Aspirantin an der Schauspielschule Berlin
1969 Geburt von Sohn Jonas
danach 1 Jahr Dramaturgin für Studentenfilme
Filmhochschule Babelsberg,
danach drei Jahre Reporterin bei der Frauenzeitschrift
„Für Dich“
bis 1976 Reporterin bei der „Wochenpost“
seitdem freie Schriftstellerin
1981 „Flugasche“ bei S. Fischer Verlag Frankfurt a.M., nachdem
eine Veröffentlichung in der DDR abgelehnt wurde.
1988 Übersiedlung von Ost-Berlin nach Hamburg
1993 zurück nach Berlin

Würdigungen:

- 1990 Irmgard-Heilmann-Preis
1991 Brüder-Grimm-Preis der Stadt Hanau
1992 Kleist-Preis
1994 Solothurner Literaturpreis
1994 Roswitha-Preis
1995 Evangelischer Buchpreis
2003 Friedrich-Hölderlin-Preis der Stadt Bad Homburg
2003 Carl-Zuckmayer-Medaille
2004/2005 Frankfurter Poetik-Vorlesungen
2009 Mainzer Stadtschreiberin
2009 Deutscher Nationalpreis
2010 Humanismus-Preis des Deutschen Altphilologenverbandes
2011 Lessing-Preis des Freistaates Sachsen



Monika Maron

Eine Auswahl aus ihren Romanen, Essays und Erzählungen seit 1981

- 1981 Flugasche
- 1982 Das Missverständnis, Vier Erzählungen und ein Stück
- 1986 Die Überläuferin, Roman
- 1988 Trotzdem herzliche Grüsse, Deutsch-deutscher Briefwechsel
- 1989 Zwei Brüder, Gedanken zur Einheit (1989-2002)
- 1991 Stille Zeile Sechs, Roman
- 1993 Nach Maßgabe meiner Begreifungskraft, Essays und Artikel
- 1996 Animal triste
- 1999 Pawels Briefe, Eine Familiengeschichte
- 2000 Quer über die Gleise - Essays, Artikel, Zwischenrufe
- 2001 Herr Aurich, Erzählung
- 2002 Endmoränen
- 2003 Geburtsort Berlin, Essays und Artikel über Berlin mit
Fotografien ihres Sohns Jonas Maron aus der Berliner
Wendezeit
- 2005 Wie ich ein Buch nicht schreiben kann und es trotzdem
versuche, Frankfurter Poetikvorlesung
- 2007 Ach Glück, Roman
- 2009 Bitterfelder Bogen, Ein Bericht
- 2013 Zwischenspiel, Roman
- 2016 Krähengekrächz, Erzählungen

Online Essays

- 2011 Das Licht des Wissens. Was von Lessing und Moses Mendelssohn
über den Umgang mit dem Islam zu lernen ist. Rede anlässlich
der Verleihung des Lessingpreises 2011. Spiegel Online 4
- 2012 Warum der Islam nicht zu Deutschland gehört, welt.de
- 2013 Bin ich vielleicht verrückt geworden? Spiegel Online 34
- 2017 Bundestagswahl: Links bin ich schon lange nicht mehr, NZZ.ch

Begründung der Jury

Monika Maron lebte von 1951 bis 1988 in der DDR. Ihr Debütroman *Flugasche* erschien 1981. Wegen des kritischen Inhalts erschien dieses „erste Umwelt-Buch der DDR“ nicht in der DDR, sondern in Westdeutschland bei S. Fischer. Seitdem schrieb Monika Maron zahlreiche Romane und andere Werke mit Essays und Erzählungen, von denen besonders der Roman *Animal triste* von 1996, einer äußerst ungewöhnlicher Liebesromane, der auf ein großes Echo stieß.

In ihrem Roman *Endmoränen* von 2002 erzählt Monika Maron leise, unaufgeregt und sehr präzise eine Geschichte vom Älterwerden aus der Sicht einer Frau, die gerade dabei ist, sich selbst zu überleben.

Der phantastische Roman *Zwischenspiel* von 2013 fragt mit großer Leichtigkeit und humorvoll, aber auch tiefgründig, nach den Konsequenzen von Entscheidungen. Gibt es ein Leben ohne Schuld? Wäre ein anderer Weg möglich gewesen?

Monika Maron hat einen Kosmos bedeutender Personen und Geschichten erfunden, der zeitlos aus der Vergangenheit in die Gegenwart reicht, uns unserer Gegenwart immer wieder entreißt, ohne ihr zu entfliehen und ohne die Verbindung zu ihr zu verlieren.

Ihre wirklichkeitsnahe Thematik, ihre Tiefe, ihr Ernst und die Schärfe der Gedanken sind beeindruckend. Erzählt wird formal eher traditionell, doch zugleich sehr „von heute“, glaubwürdig und überzeugend. Gekonnt die auch phantastische Elemente nutzenden Erzählstrategien. Spannend durch ihre psychologischen und kritischen Stilmittel, die sie meisterhaft einsetzt. Unangestrengt weiten sich Einzelerlebnisse ins Allgemeine und Philosophische.

Daher kam die Jury zu dem Votum, Monika Maron mit dem Ida Dehmel Preis für ihr Lebenswerk zu würdigen.

Munin oder Chaos im Kopf

1.

In den Nächten war es still. Oft saß ich lange in dem kühlen Luftzug, der durch die Balkontür ins Zimmer wehte und genoß das anonyme Rauschen der Stadt, das akustische Konglomerat aus Motorengeräuschen, trunkenen Stimmen, Musikfetzen, Hundegebell, dem warnenden Schrei einer schlaflosen Krähe; hin und wieder auch das Klappen von Fenstern oder Autotüren, was in unserer schmalen Straße, in der überhaupt nur acht Häuser standen, so laut widerhallte, daß es ein Gefühl von familiärer Intimität erzeugte: einer von uns geht jetzt schlafen oder ist nach Hause gekommen - eine Nähe, die nichts bedeutete und trotzdem schön war, in der Nacht, nur in der Nacht. Würden wir nicht in dieser engen Straße wohnen, wäre vielleicht gar nicht passiert, was in den letzten Wochen geschehen war und in der nächsten Zeit vielleicht geschehen würde.

Es begann im März. Über Nacht endete das naßkalte, eher noch winterliche Wetter und beglückte die von der Kälte erschöpften Menschen mit einem makellos blauen Himmel und fast sommerlichen Temperaturen. Überall, auch in unserer Straße, wurden Fenster und Balkontüren weit geöffnet, um die Erinnerung an den Winter aus den Wohnungen zu vertreiben. Aber schon am ersten Tag mischten sich in das unverhoffte Glück so schrille wie vertraute Missetöne, die ich und vielleicht auch die anderen Bewohner über den Winter vergessen oder wenigstens gehofft hatten, daß sie uns diesen Sommer nicht verleiden würden wie die vergangenen. Auf dem Balkon des mickrigen Hauses aus den sechziger Jahren, schräg gegenüber meinem Haus und eingeklemmt zwischen zwei stattlichen, stuckverzierten Altbauten, stand sie wieder und sang, sofern man das Jaulen und Kreischen, in dem sich nur selten eine Melodie erkennen ließ, überhaupt Gesang nennen konnte. Sie war eine robuste, man könnte auch sagen derbe Person von schwer schätzbarem Alter, aber auf keinen Fall jung, mit einem ihrer Erscheinung unangemessenen Hang zu divenhafte Auftritten, zu denen, da große Bühnen ihr offenbar verwehrt geblieben waren, ihr nun ein höchstens zwei Quadratmeter großer Balkon dienen mußte, den sie mit künstlichen Blumen, Schleierfetzen, einem pinkfarbenen Luftballon und allerlei Firlefanz ausgeschmückt hatte. Sobald ihr irgendein Straßengeräusch die Anwesenheit von Publikum signalisierte, und sei es nur ein einsamer Spaziergänger mit seinem Hund, betrat sie mit durchgedrücktem Kreuz und gerecktem Kinn den Balkon, führte

einen Arm schwungvoll von der Brust seitwärts in die Luft und begann, lauthals Töne aneinander zu reihen, deren harmonischer oder auch disharmonischer Zusammenhang ihr Geheimnis war. Einmal habe ich gesehen, wie ein Hund stehenblieb und interessiert zu ihr aufsaß, was der Sängerin, die, wie ich erfuhr, Hunde eigentlich haßte, ein glückliches Lächeln abrang. Es rührte mich. Das war zu Beginn des vorigen Sommers und damals sah ich in der Sängerin noch eine wundersame und erheiternde Episode. Als ich einige Tage später an ihrem Haus vorbeikam und sie gerade etwas sang, was ich entfernt als eine Melodie aus dem Weißen Rössl identifizierte, machte ich es wie der Hund. Ich blieb stehen und sah zu ihr hoch. Ich lächelte sogar, was sie ermutigte, das einzige, was sie zum Gesang befähigte, ihr überaus leistungsstarkes Stimmorgan, mit voller Kraft einzusetzen. Danach lief ich nur noch mit gesenktem Kopf durch die Straße, sobald sie sich auf dem Balkon blicken ließ.

Obwohl ich schon über zehn Jahre in dieser Straße wohnte, kannte ich außer den Bewohnern meines Hauses die meisten Menschen nur vom Sehen, grüßte mich mit einigen, kannte aber weder ihre Namen noch ihre Berufe. Manchen allerdings hatte ich Berufe zugeordnet, von denen ich meinte, daß sie zu ihnen paßten. Nur mit Frau Wedemeyer aus dem Nachbarhaus sprach ich manchmal, weil ihre blonde, hochbeinige Mischlingshündin, animiert durch ein Fleischpaket in meiner Hand, mich einmal mit ihren regennassen, sandigen Pfoten angesprungen und dabei meine weißen Jeans gründlich eingesaut hatte. Frau Wedemeyer wollte unbedingt die Reinigungskosten übernehmen, was aber nicht nötig war, weil die Jeans sich ja waschen ließen, aber für den Fall, daß Folgekosten entstünden, nannte mir Frau Wedemeyer ihren Namen und die Etage, in der sie im Nachbarhaus wohnte. Von ihr wußte ich, dass die Sängerin schon seit vier Jahren in unserer Straße wohnte, aber zwei Jahre unauffällig war, daß man ihr schon die Wohnung gekündigt hatte, erfolglos, denn die Frau sei verrückt, „also behindert“, verbesserte sich Frau Wedemeyer, und behinderten Menschen eine Wohnung zu kündigen sei nahezu unmöglich, jedenfalls hätte das der amtliche Betreuer der Frau erklärt. Das war gegen Ende des vergangenen Jahres. Ich hatte den größten Teil des Herbstes nicht in Berlin verbracht, so daß ich die Zuspitzung der Ereignisse nur aus den Erzählungen von Frau Wedemeyer kannte. Wütende Beschimpfungen seien durch die Straße gebrüllt worden: halt deine Schnauze, hau ab, blöde Kuh, Maul zunähen und dergleichen. Und direkte Nachbarn der Sängerin, die nicht nur im Sommer, sondern das ganze Jahr über unter ihrem Sangeswahn litten, hätten den Vermieter veranlaßt, der Frau die Wohnung zu kündigen, erzählte Frau Wedemeyer. Und wo soll sie hin, fragte ich.

Ins Heim? Frau Wedemeyer hob ratlos die Schultern.

Nur weil sie gern und falsch singt?

Ja, sagte Frau Wedemeyer, es ist schwierig, vielleicht beruhigt sie sich ja wieder.

Das war kurz vor Weihnachten, die Fenster, auch das der Sängerin, wurden nur zum Lüften geöffnet. Und wen das gerade unausweichliche Gedudel von Jingle bells und White Christmas selbst auf öffentlichen Toiletten nicht störte, hatte für die nächsten Monate seine Ruhe.

Aber nun war es Frühling, der erste warme Tag, die Fenster weit geöffnet und sie war wieder da. Jemand hatte seine Wut über den Winter offenbar nicht vergessen. Schon nach einer Stunde bellte eine grobe Männerstimme etwas aus einem Fenster des Eckhauses, wovon ich nur das Wort Schnauze verstand und die Sängerin ganz und gar unbeeindruckt blieb. Alle anderen Bewohner der Straße hielten sich auch in den nächsten Tagen mit Unmutsbekundungen zurück. Man rollte höchstens die Augen oder deutete ein verzweifelttes Lächeln an, wenn man sich begegnete, während die Sängerin sich auf ihrem Balkon in der zweiten Etage in koloraturähnliche Übungen verstieg.

Das Frühlingswetter hielt nicht lange an, aber die Befürchtung, der kommende Sommer würde unsere Nerven so strapazieren wie der letzte, war geweckt und sollte sich erfüllen.

Aber es hatte sich etwas verändert seit dem letzten Sommer. Die Menschen waren gereizter und je nach Naturell fatalistisch oder aggressiv geworden, was nicht nur die Bewohner unserer Straße betraf, sondern auch alle anderen, und das nicht, weil die Welt sich in den letzten zwölf Monaten so verändert hätte, sondern gerade weil sie sich nicht verändert hatte, weil das, was schon vor Jahren begonnen und sich im vergangenen Jahr in Krieg, Krisen und weltweitem Terror entladen hatte, alltäglich geworden war. Niemand glaubte, daß sich das bald ändern würde. Trotzdem könnte man nicht sagen, daß die Menschen ihren Glauben verloren hatten, weil das vorausgesetzt hätte, daß sie einen Glauben hatten, aber glauben, egal ob an Gott, eine Idee oder auch nur an andere Menschen, war verpönt. Geblieben war nur der Unglauben, daß es in Europa je wieder einen Krieg geben könnte, daß unser gutes Leben ein Ende haben könnte, daß afrikanische Stammes- und Religionskriege in Deutschland einziehen könnten. Und jetzt war der Krieg sehr nah und die Ahnung, daß dieses gute Leben nicht von Bestand sein mußte und die Vorboten ferngeglaupter Fehden auch. Allmählich fielen die Menschen sogar von ihrem Unglauben ab und alles schien wieder möglich...



Barbara Schibli

Barbara Schibli

- 1975 geboren in Baden/Schweiz
- 1992-1996 Besuch der Kantonsschule Wettingen (Typus Neusprachen)
- 1993 Austauschsemester in den USA (Knox, NY)
- 1996-2004 Studium der Germanistik, italienischen Literaturwissenschaft und Publizistik, Universitäten Zürich, Lausanne und Pavia; Höheres Lehramt für Mittelschullehrpersonen, Diplom für Deutsch und Italienisch
- 2001-2004 Besuch der Schreibwerkstatt an der ETH, Friederike Kretzen
- 2003 Finalistin Literaturwettbewerb, Stadt Zürich
- 2004 Aufenthaltsstipendium Nairs/Scuol, Binz39
- Seit 2005 Deutschlehrerin an der Kantonsschule Baden
- 2005-2007 Mitglied der Redaktion der Literaturzeitschrift „entwürfe“
- 2006 Text des Monats, Literaturhaus Zürich
- 2007 Gewinnerin OpenNet, Solothurner Literaturtage
- 2008-2013 Mitglied der Programmgruppe von „Baden liest“
- 2010 Aufenthaltsstipendium Berlin, Kuratorium Aargau
- Seit 2010 Mitglied des AutorInnenkollektivs „Teppich“
- 2012-2013 Roman-Seminar der Bayerischen Akademie des Schreibens, Literaturhaus München
- Seit 2013 Mitglied der Programmgruppe der „Brugger Literaturtage“
- 2013 Werkbeitrag des Kuratoriums Aargau
- 2013 Werkbeitrag der Fachstelle Kultur des Kantons Zürich
- 2015 Lyrik-Seminar, Literaturarchiv Sulzbach-Rosenberg, Literaturhaus Oberpfalz
- 2015 Stipendium der Lydia-Eymann-Stiftung, Langenthal
- 2015 Autoren-Werkstatt Prosa des Literarischen Colloquiums Berlin, LCB
- 2016 Kurzhörspiel-Manuskript „Marderschreck“
nominiert für den Leipziger Hörspielsommer
- 2016 Workshop Leipziger Hörspielsommer BarCamp;
Hörspielseminar NRW
- 2016 Studer/Ganz-Preis für das Romanmanuskript Flechten

Barbra Schibli stellte sich der Jury mit Texten aus ihrem Debütroman „*Flechten*“, der am 6. September 2017 erscheint und auch als E-Book erhältlich ist.

Zum Inhalt:

Wer bin ich? Diese Frage ist für Anna nicht einfach zu beantworten, denn sie ist ein eineiiger Zwilling. Anna arbeitet als Flechtenforscherin, während ihre Schwester Leta sich der Fotografie widmet. Beide betrachten die Welt durch eine Linse: Anna durch das Mikroskop, während Leta seit der Kindheit Anna zu jeder Zeit fotografiert. Als Anna zur Eröffnung von Letas Fotoinstallation „Selbstbeobachtung“ fährt, fühlt sie sich von ihr verraten, missbraucht und ausgelöscht. Denn Leta hat das einzige Zeichen, das sie beide unterscheidet, wegretuschiert.

Jurybegründung:

Der Debütroman „*Flechten*“ von Barbra Schibli zeigt eine interessante und komplexe Erzählstrategie. Sprache und Stil in guter Übereinstimmung zum Thema und Milieu. Detailgenaue Beobachtungen, die zu differenzierter Darstellung führen. Ein lebendiger, fesselnder Text, der neugierig auf den gesamten Roman macht.

Der Debütroman ist eine schöne Montage aus Vergangenheit und Gegenwart, bezieht seine Spannung aus dem Kontrast von Familiengeschichte und Gegenwart und hat mehrere Ebenen, sprachlich und thematisch originell und stimmungsvoll. Zeitweise überraschender Stil, erinnert an die Autorinnen der Neuen Sachlichkeit.

Die Jury war sich einig, dass Barbara Schibli eine absolute Entdeckung ist.

Die Auflage für den GEDOK Literatur Förderpreis 2017 war, dass sich die vorgeschlagenen Autorinnen in ihrem Werk mit dem Thema „Digitale Familie“ befassten. Das ist Barbara Schibli mit dem Text aus ihrem Debütroman in jedem Fall hervorragend gelungen.

Flechten

Die Neue und ich sind für die Flechten hier, die anderen unserer Gruppe für Moose, Farne, Algen und Pilze, alles Kryptogamen – Gewächse, die im Verborgenen heiraten, so hat sie Carl von Linné in seiner Pflanzensystematik bezeichnet. Was wir am Institut tun, erscheint konspirativer als es ist. Ich mikroskopiere, bahne mir einen Weg durch den schleppenden Vormittag, ein weiterer von der Sorte, an denen die Bestandsaufnahme nicht vorwärtsgeht. Wir sind umtriebig, aber worauf das alles letztlich hinausläuft, verlieren wir dabei leicht aus den Augen. Mit einer Rasierklinge mache ich einen Schnitt durch eines der Ästchen der Cladonia, lege es auf den Objektträger, zoome hinein. Jetzt wächst alles, schlägt aus, treibt. Im Mikroskop wird jedes Ästchen zum Baum, ein Wald öffnet sich. Gleichzeitig verengt sich mein Blick immer mehr. Punkte, Linien, Netze, vermeintliche Bewegungen. Mit beiden Augen sehen, keines zusammenkneifen. Und das Präparat so anschauen, als würde der Blick in eine weite Landschaft schweifen, mit völlig entspannter Augenmuskulatur. Man lernt, die fliegenden Flecken zu ignorieren, die unregelmäßigen, schwarzen Fäden, die mit jeder Augenbewegung übers Gesichtsfeld tanzen, ein Flirren, das mich anfangs fast irremachte. Es sind die Schatten von Schlieren in der Augenflüssigkeit, die das helle Mikroskopierlicht auf die Netzhaut zurückwirft. Man meint, ein Stück unbekannte Natur zu beobachten, dabei ist es ein Teil von einem selbst.

Seit vergangenem Wochenende, seit der Ausstellung, habe ich Mühe, mich auf die Arbeit zu konzentrieren.

Durch die Drehtür verlasse ich das Institut, zünde mir eine Zigarette an, ziehe tief ein. Ich gehe hinüber auf die andere Straßenseite zum Telefonapparat ohne Kabine, einem der letzten Exemplare dieser aussterbenden Gattung. Auf dem Hörer hat sich Feinstaub festgesetzt. Für den Nachmittag lasse ich mir einen Termin bei der Dentalhygiene geben. Jedes Ausweichen ist mir recht. Mutter besteht darauf: „Den Zähnen musst du schauen, sonst hast du so ein Theater wie ich.“ Ich will kein Theater im Mund. Und schon gar keiner möge endlich von dannen gehen. Er aber wollte nicht gehen, flehte, man solle ihn lassen, er wolle sich nur ein wenig einrichten, dazu hätte er doch ein Recht, auch er. So weit will ich es nicht kommen lassen. Den Zähnen muss man Sorge tragen, sie sind ein verlässlicher Nachweis unserer Identität. An den Zähnen werdet ihr sie erkennen.

Die Dentalhygienikerin trägt einen weißen Kittel. Sie fragt wieder, ob ich Medikamente nehme und ob ich gegen etwas allergisch sei. Ich muss den Mund öffnen.

Als ich vor einem halben Jahr in der Praxis war, wurde eine abgestorbene Wurzel entdeckt. Mit einem Kältestab testete man den Nerv, doch dieser

reagierte nicht. Bei der Flechte der Art *Cladonia stygia* sterben die unteren Teile ab und verrotten, ihre Spitzen verzweigen sich und wachsen weiter. Die Strauchflechte erneuert sich stetig. Meine Zahnwurzel hingegen ist unwiederbringlich dahin.

Jetzt stellt die Dentalhygienikerin starke Verfärbungen fest und will wissen, wie viel ich rauche. Dann macht sie eine Bisslinie auf der Innenseite der Wange aus, fragt: „Schlimme Träume?“ In die Patientenakte wird notiert, was sich im Mundraum offenbart, welche Verhaltensweisen Spuren hinterlassen, sich in die Molaren eingegraben und auf der Zunge abgelagert haben. Ein Panoramaröntgenbild durchleuchtet das Gebiss und hält die gegenwärtige Gesamtsituation fest. Nichts bleibt unbemerkt. Kein Entkommen. Alles bleibt an einem kleben. Die Dentalhygienikerin fasst meinen Kiefer, dreht meinen Kopf von einer Seite zur anderen. Sie spricht von Mesial und Distal, obwohl sie als Einzige im Raum etwas davon versteht. Die ganze Zeit die Angst im Nacken, die Frau werde einiges entdecken, das in mir sitzt, von dem ich selbst nichts weiß. Am Schluss abermalig die Instruktion, wie mit der Zahnseide umzugehen sei. Um das oberste Gelenk des rechten Zeigefingers gewickelt, dann um jenes des linken, und wenn sich der gewachste Faden zwischen den beiden Fingern spannt und dabei fein surrt, wird die Sitzung für einen Moment zu einem Hochseilakt. Darunter die von den Zahnzwischenräumen ausgehende, zu bekämpfende Bedrohung. Werde ich dieser Aufgabe nicht nachkommen, schade ich nur mir selbst und in einem halben Jahr wird mich der Aufruf zur Erfolgskontrolle einmal mehr kalt erwischen. Wer nicht halbjährlich eine der überall wuchernden, sich unkontrolliert vermehrenden Dentalhygienepraxen aufsucht, ist dem Untergang geweiht. Die Dentalhygiene ist eine Zäsur. Danach ist nichts wie davor. Führt man mit der Zunge die Zähne entlang, sind einem diese vollkommen fremd. Glatt, wie sie sind, rutscht man von sich selbst ab. Nach der Zahnbehandlung gehe ich zurück ins Institut. Ich schlüpfte in meine einsamen Sandalen. Morgens stehen sie zusammen mit allen anderen da, bis jedes Paar seinen Mitarbeiter gefasst hat. Die Sohlen quietschen leise auf dem hellgrauen Linoleumboden. Fliehen in Birkenstocks ist nur schwer vorstellbar.

Um mich abzulenken, surfe ich. Die obersten Einträge, welche die Suchmaschine mit Anna Baselgia verknüpft, beziehen sich auf publizierte Artikel in Fachzeitschriften zur Flechtenforschung, der Lichenologie. Ich wechsele zur Bildersuche, zwischen den Fotos von mir sind auch solche von Leta eingereiht. Nicht nur die Gene, auch die Algorithmen verbinden uns. Daran wird auch der Umstand nichts ändern, dass in ein, zwei Jahren das Gesichtserkennungsprogramm, das derzeit noch in den Kinderschuhen steckt, ausgereift sein wird – an uns wird es scheitern. Es wird uns nicht unterscheiden können: Wir sind eineiig. Und das was uns unterscheidet, ist auf den Bildern nur sehr schwach zu erkennen.

Wenn ich bei der Suchmaschine ein L eintippe, ergänzt der Computer automatisch Leta, auch wenn ich eigentlich nach Lichen suche. Ich bin mir sicher, dass ich bisher häufiger das englische Wort für Flechten als Letas Namen eingegeben habe. Die personalisierte Suchfunktion ist jedoch letztlich unberechenbar und wirft mich wiederholt auf uns zurück. Leta, ein typischer Vorname aus dem Graubünden, bedeutet im Schwedischen „suchen“, leta efter, search for. Ein Schwede, wer sonst, hätte während einer solchen Feldexkursion wie letzten Sommer, an einen flechtenbewachsenen Baumstamm gelehnt, im Hintergrund irgendein Fjord, meine Brüste in den Händen, nach dem Namen meiner Zwillingsschwester gefragt? Und dann wollte er ganz genau wissen, worin wir uns unterscheiden, denn das müsse dann ja letztlich eine sehr kleine Differenz sein, wenn wir eineiig seien. Mir schien, er suche beim Kuss neben meiner eigenen Zunge auch noch die meiner Schwester und so drang er weiter in meinen Mundraum vor, der für ihn auch jener meiner Schwester war, die er nicht kannte. Und träumte wohl davon, vier gleiche Brüste in den Händen zu halten.

Die Neue ruft mir etwas zu. Ich werde aus meiner ungerichteten Suche gerissen, bei der ich mich im Kreis drehe. Das passiert leicht, ist die Drehung doch nichts anderes als die natürlichste aller Bewegungsrichtungen. Alles gerät ständig in sie hinein.

Die Neue packt jede Gelegenheit, dazuzulernen, will möglichst schnell nicht mehr die Neue sein. Aber wir müssen ja froh um sie sein – Nachwuchs ist rar. Und alles macht sie mit Leichtigkeit, als wäre das eine der Arbeit eingeschriebene Gesetzmäßigkeit. Ich flüchte vor ihr.

Das Licht, das durch den Tubus dringt, nimmt mein Auge voll ein, schaltet alles andere aus. Ich lasse mich einsaugen und atme nun frei, die Lungen öffnen sich. Mikroskopieren ist ein Rausch – der allerdings auch eine Gefahr birgt: Die Flechte zum Spektakel machen und damit ihr Wesen, das sich durch Unscheinbarkeit auszeichnet, verletzen. Ihr das beruhigend Banale nehmen. Die Spitzen der feinen Ästchen der *Cladonia rangiferina* sind wie bei einem reich verzweigten Geweih alle nach einer Seite ausgerichtet. Rentiere ernähren sich den Winter über davon, das hat Großmutter erzählt. Als Kind habe ich gehofft, auf den verschneiten Wiesen um Bever herum diesen Tieren zu begegnen. Doch nie zogen die Herden vom hohen Norden Finnlands bis zu unseren Flechten ins Engadin, denn Hunger mussten sie nicht leiden: Heute weiß ich, dass die Rentierflechte in Finnland ganze Teppiche bildet, sich wie ein Meer aus hellem Schaum über die Böden der Tundra legt, in die Fichtenwälder hineinschwappt, leicht gräulich, fast weiß, matt gefärbt, die Oberfläche filzig.

Würde Leta mich mit ihrer Kamera verfolgen, ihre ganze Aufmerksamkeit wäre auf das Gesicht gerichtet – oder auf das, was man davon hinter dem Mikroskop sehen würde. Abtasten, den richtigen Ausschnitt wählen.

Süchtiges Suchen, Gieren, näher ran, in mich hineinkriechen und sich gleichzeitig selbst aus den Zusammenhängen herausnehmen, oder sich dies zumindest glauben machen, denn man ist immer mit dem Objekt der Beobachtung verstrickt. Unweigerlich. Auf's Engste. Zumindest suchen wir beide, Leta und ich, dasselbe, simpel und quälend schwierig zugleich: ein Verhältnis zur Welt. Und die Welt macht es einem, weiß Gott, nicht leicht.

Dennoch: Mikroskopieren hilft, die Erinnerung an die Ausstellung verschwimmt.

Ich trage ein weißes, überlanges T-Shirt, renne über die Wiese, fang mich doch, du kriegst mich nicht, ich bin nicht du und du nicht ich, und wenn du was Dummes bist, eine alte Äsche, dann bist du immer eins mehr, eine Zahl folgt auf die nächste, zwei Mädchen bilden einen Kreis, beim Gummitwist, nur dass niemand da ist, der hüpf. Dann stehen wir breitbeinig, das Gummiband zwick in den Kniekehlen, eine Lücke in unserer Reih, und raus bist du, und die andere geht mit, dann sagt keine mehr ein Wort, wir sind ganz still, das ist der unausgesprochene Zauberspruch, durch ihn werden wir eins, gehen ineinander über. Gab es hier einmal zwei Mädchen? Wer hat sie gesehen? Zwei Mädchen, die gleich aussehen, die gingen zusammen in den Wald, wer hat sie gesehen? Wo sind sie geblieben? Keine Spur von den beiden. Nicht bewegen, verharren in Totenstarre. Eins sein und nicht atmen. Wo beginnt der einzelne Mensch und wo hört er auf? Wenn du gefragt wirst, antwortest du mit Wir, auch wenn du alleine bist.

Manchmal ist es zum Verzweifeln: Sie zu differenzieren - das Bestimmen der einzelnen Arten bei der Gattung der Cladonien ist äußerst schwierig. Die geringen Unterschiede in Größe und Form der Sporen und Conidien geben nichts Stichhaltiges her, die Verhältnisse in der Dicke und Abgrenzung der verschiedenen Schichten des Lagers und der Lagerstiele sind nicht so zuverlässig, als dass man darauf bauen könnte. Dazu kommt, dass Arten, die nahe beieinander wachsen, dazu tendieren, sich einander anzupassen und derart ähnlich zu werden, dass man sie nicht auseinanderhalten kann. Und was zunächst als individuelles Gewächs wahrgenommen wird, ist häufig genetisch gleich mit den Nachbarsgewächsen.

Anna. Leta. Annaleta. Wir werden nach Anhaltspunkten abgesucht. Aus Angst zu scheitern, wird vermieden, uns mit Namen anzusprechen. Eineiige Zwillinge sind eine einzige Zumutung...

Die GEDOK - Aktivitäten - Ziele

Die GEDOK zählt zur Zeit etwas mehr als 2800 Mitglieder in 23 deutschen Städten.

Die GEDOK bringt das Werk und die Leistung von Künstlerinnen an die Öffentlichkeit. Sie vertritt die Anliegen von fünf Kunstsparten: Interdisziplinäre Kunst, Schauspiel, Tanz, Bildende Kunst, Angewandte Kunst / Design, Literatur und Musik.

Ihr Anliegen ist die gezielte Förderung der künstlerischen Talente von Frauen; sie hat zum Ziel, die besondere Lebens- und Arbeitssituation von Künstlerinnen zu verbessern und setzt sich ein für die gendergerechte Gestaltung aller Bereiche künstlerischen Schaffens und die paritätische Besetzung von Spitzenpositionen in Kunst und Kultur.

Für ihre Fördernden veranstaltet die GEDOK interdisziplinäre Ausstellungen, Atelierbesuche, Werkstattgespräche, Kunstfahrten, Lesungen, Konzerte und internationale Symposien. Sie ist Herausgeberin von Katalogen, Dokumentationen, von Anthologien und Editionen. Der Beitritt erfolgt über die Regionalgruppen.

Preise für herausragende Leistungen werden vergeben: mit dem „Dr. Theobald Simon Preis“ für Bildende Kunst, dem GEDOK FormArt „Elke und Klaus Oschmann Preis“ für Angewandte Kunst, dem Ida Dehmel Literaturpreis und dem GEDOK Literaturförderpreis. In der Sparte Musik veranstaltet die GEDOK Bundeskonzerte, Musik- und Gesangswettbewerbe. Die GEDOK ist Mitausloberin des Gabriele-Münter-Preises für bildende Kunst von Künstlerinnen.

Die GEDOK engagiert sich außerdem über nationale und internationale Kultureinrichtungen, politische Gremien, Verbände und Multiplikatoren für ihre Mitglieder. Sie ist u.a. vertreten in folgenden nationalen und internationalen Gremien: Internationale Gesellschaft der Bildenden Künste (IGBK), Deutscher Kulturrat, Deutscher Kunstrat, deutsche Literaturkonferenz, Deutscher Musikrat, Europäischer Musikrat, Stiftung Kunstfonds, Deutscher Frauenrat.

Sie hat Jurymitglieder in dem Auswahlgremium „Kunst am Bau“ der Bundesregierung, der Arbeitsgemeinschaft des Gabriele Münter Preises, der Verwertungsgesellschaft Bild-Kunst und Künstlersozialkasse.

Dank

Besonderer Dank gilt unseren Förderern und Kooperationspartnern



Bundesministerium
für Familie, Senioren, Frauen
und Jugend

Literarische
Gesellschaft

Karlsruhe

Museum
für
Literatur
am
Oberrhein

Impressum:
Herausgeberin



GEDOK

Verband der Gemeinschaften der Künstlerinnen
und Kunstfördernden e.V.

Geschäftsstelle:

Bundesverband GEDOK e.V.
Haus der Kultur
Weberstr. 59 a
53113 Bonn

Telefon: 0228 2618779

Fax: 0228 2619914

E-Mail: GEDOK@GEDOK.de
www.gedok.de

Präsidentin:

Prof. Ulrike Rosenbach
E-Mail: rosenbach@ulrike-rosenbach.de

Redaktion: Helga Böhnke, Prof. Ulrike Rosenbach
Satz und Layout: Helga Böhnke

Dr. Katarina Barley©Bundesregierung Steffen Kugler
Prof. Dr. Schmidt-Bergmann:©SWR Monika Maier
Foto Präsidentin Prof. Ulrike Rosenbach:
Autorenfoto Monika Maron:©Jonas Maron
Autorenfoto Barara Schibli:©Johanna Bossart
Druck: Flyeralarm

